Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 8

Artikel: Exil oder neue Heimat?
Autor: M.S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974539

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Exil oder neue Heimat?

Flüchtlinge – ein Thema, das uns immer wieder beschäftigt. Das Drama in Pakistan vom vergangenen März erschütterte die ganze zivilisierte Welt, und das Mitleid mit den Opfern fand seinen Ausdruck in vielen spontanen Initiativen. Man dachte daran, eine grosse Zahl der Flüchtlinge in der Schweiz aufzunehmen, der Bundesrat erachtete jedoch diesen Plan als nicht durchführbar und beschloss, die Hilfe am Platz, in Indien, zu leisten. Daraufhin haben sich fünf schweizerische Hilfswerke – unter ihnen das Schweizerische Rote Kreuz – zu einer gemeinsamen Aktion «Rettet bengalische Kinder» zusammengetan, die zum Ziele hat, 100 000 Kindern in den Flüchtlingslagern in Indien zum Überleben zu verhelfen.

Die Aufnahme Heimatloser ist aber Tradition unseres Landes. Wieviele Bürger östlicher Staaten zum Beispiel haben schon bei uns Asyl gefunden! Die meisten dieser Flüchtlinge sind jedoch Europäer und in einem wesentlichen Punkt mit uns verbunden: Sie gehören der westlichen Zivilisation an. Wie würden sich Asiaten verhalten, die ihrem Heimatboden entrissen und in eine vollständig andere Welt verpflanzt werden, die von der ihren nicht nur in Sitte und Sprache, sondern in der ganzen Weltanschauung verschieden ist?

Ein solches Experiment wurde bereits unternommen: Nachdem chinesische Truppen Tibet besetzt hatten und unter dem wachsenden Druck der Okkupanten Hunderttausende von Tibetern mit dem Dalai Lama nach Indien und Nepal flohen, setzte sich das Schweizerische Rote Kreuz zusammen mit dem Verein für Tibeter Heimstätten dafür ein, eine gewisse Anzahl dieser Flüchtlinge in die Schweiz zu führen und hier anzusiedeln.

Das war vor zehn Jahren. Am 25. Oktober 1961 traf die erste Gruppe auf dem Flughafen Kloten ein. Andere folgten ihr, und heute sind es bereits über 600 Tibeter, die in unserem Lande wohnen. Doch damals waren es nur zwanzig: zwei Priester, drei Ehepaare, sechs Unverheiratete und mehrere Kinder, wovon das jüngste, Buchung, erst 18 Monate zählte. In ihre Nationaltracht gekleidet, mit wenig Habe im Reisebündel, entstiegen sie dem Flugzeug. Keiner verstand die Sprache unseres Landes.

Zuerst lebten sie als Gemeinschaft in Unterwasser im Toggenburg. Vier Monate später, im Februar 1962, verliess die Gruppe Unterwasser, weil der Ort keine Arbeitsmöglichkeiten bot. Sie liess sich in Waldstatt, in der Nähe von Herisau, nieder.

Die Männer, die verhältnismässig rasch das Elementarste in «Schwyzerdütsch» verstanden, konnten bald ihren Unterhalt als Arbeiter in Betrieben der Umgebung verdienen. Bald gingen die Kinder zur Schule, und die Frauen begannen, sich langsam an unsere Einrichtungen zu gewöhnen und kamen dem Geheimnis der Elektrizität auf die Spur. Die Leichtigkeit, mit der sie den Graben zwischen ihrer und unserer Welt scheinbar übersprangen, rief die Bewunderung und Verwunderung unserer Betreuer hervor. Dennoch wirkte das für die fremden Gäste vorgesehene Gemeinschaftsleben oft belastend und gab Anlass zu Reibereien. Es war nicht leicht, den Tibetern die Grundbegriffe unseres Wirtschafts- und Geldsystems begreiflich zu machen, zum Beispiel Mietzins, Steuern, Sparanlagen.

Doch heute sind fast alle diese Familien unabhängig: Sie haben ihre eigene Wohnung, und der Lohn des Vaters reicht meistens für den Unterhalt der Familie aus. Das Schweizerische Rote Kreuz hält den Kontakt mit ihnen aufrecht, hilft aber finanziell nur noch bei aussergewöhnlichen Vorkommnissen, wie zum Beispiel Krankheit. Es tritt sodann als Vermittler auf bei Verhandlungen mit

Vor zehn Jahren, mit der ersten Gruppe von Flüchtlingen, kam diese Tibeterin – hier im Gespräch mit ihrer Betreuerin – in die Schweiz. Heute lebt sie mit ihrem Mann zusammen in einer eigenen Wohnung, spricht genügend Schweizerdeutsch, um sich zu verständigen. Ihre Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit bleiben einem unvergessen.

den Behörden, wenn es etwa darum geht, einen Familiennamen zu wählen; denn in Tibet hat man einfach einen Rufnamen – ausgenommen die Adeligen, die auch noch den Namen eines ihrer Landgüter führten –, was natürlich für unser Zivilstandsregister nicht genügt.
Es schien uns interessant, heute, nach zehn Jahren, zu untersuchen, wie weit sich die Tibeter in unsere Zivilisation eingefügt haben. Wir besuchten deshalb einige der als erste eingereisten Familien.

Welche Veränderung in zehn Jahren!

Die grösste und wichtigste Barrikade, die Sprachschwierigkeit, ist gefallen. Wie zu erwarten, haben die Jungen die Sprache leichter gemeistert als die Älteren. In dieser Hinsicht ist die Integration, wie wir feststellen konnten, soweit fortgeschritten, dass zum Beispiel Kinder, zu denen die Eltern tibetisch sprechen, in reinstem Schweizerdialekt antworten, den sie natürlich von ihren einheimischen Spielkameraden gelernt haben. Buchung ist Waise und wird in einer Schweizerfamilie in Waldstatt aufgezogen. Er versteht die Sprache seiner Vorfahren kaum noch. Kisong, seine ältere Schwester, kann noch tibetisch sprechen, doch kennt sie das Alphabet nicht mehr. Dasselbe gilt für ihre 17jährige Freundin. Drolma spricht fliessend tibetisch, wenn sie aber etwas über die Kultur ihres Landes wissen will, verwendet sie deutsche Übersetzungen.
Wichtige Fortschritte sind im Bereich der Arbeit zu verzeichnen. Man hatte am Anfang geglaubt, einige der Tibeter, die früher Bauern waren, würden glücklich sein, sich weiterhin in der Landwirtschaft und Viehzucht zu beschäftigen. Doch das war ein Irrtum. Die Verhältnisse auf dem «Dach der Welt» sind ganz anders. Die Herden sind viel grösser als bei uns und streifen ziemlich frei umher, mit ihnen die Hirten, die oft im Zelt schlafen. Deshalb blieb auch Tsering, an Freiheit und eine weite Umgebung gewöhnt, nicht lange auf dem Bauernhof, wo er Arbeit gefunden hatte. Aber was er wirklich nicht ertrug – er erzählt es heute noch im Tone tiefster Empörung –, war, dass man die Tiere schlägt; denn in den buddhistischen Ländern sind alle Lebewesen heilig.
Die Berufe, die heute von den Familienvätern ausgeübt werden, sind recht vielseitig. Aber in Ermangelung einer richtigen Berufslehre ist keiner wirklich spezialisiert. Sie sind im allgemeinen einfache Arbeiter geblieben. Petor hatte zuerst in einem Restaurant gearbeitet und ist heute in einer Spinnerei angestellt. Tsering war Maurer, dann Schreiner, und im Augenblick arbeitet er an einer Drehbank in einer Pfannenfabrik in Rikon. Tenguy beschäftigt sich jetzt mit Wäschetrocknungsständern, nachdem er kurze Zeit bei einem Schlosser gearbeitet hatte. Pema Doji und Tashi verdienen ihren Unterhalt als Arbeiter in einer Zimmerei, und Sangi ist Flachmaler in St. Gallen. Einige ihrer Frauen, die keine oder schon erwachsene Kinder haben, sind ebenfalls in Fabriken angestellt.
Fortschritte in der Sprache, Fortschritte im Beruf, Fortschritte in der Wohnungsfrage! Das Tibeterheim in Waldstatt ist fast leer. Nur ein junges Ehepaar mit drei kleinen Kindern wohnt noch dort, und zwar ganz einfach deshalb, weil die Miete niedriger ist als in St. Gallen, sowie einige ledige Männer, die in Herisau arbeiten. Alle andern sind nun selbständig und wohnen in Waldstatt selbst oder in Winterthur, Rikon und Rämismühle, in jener Ortschaft, wo sie eine Anstellung gefunden haben. Wir fanden sie in modernen, hellen und gutunterhaltenen Wohnungen, wo weder Komfort noch Radio und Fernsehapparat fehlen. Gewiss ist der Mietzins für einige eine schwere finanzielle Last, aber ausnahmslos alle bestätigen, dass sie lieber allein wohnen als gemeinsam im Tibeterheim.
Augenscheinlich unterscheidet sie in der Art zu leben fast nichts mehr von ihren Nachbarn; gleiche Unterkunft, gleiche Ernährung, denn die Frauen haben im allgemeinen die Schweizer Küche übernommen und bereiten weniger oft als am Anfang tibetische Gerichte zu.
Immer seltener tragen die Frauen die langen Röcke, die in der Taille durch einen geknüpften Gürtel festgehalten werden, und die farbigen Schürzen. Die Männer holen die geschmückten Waffen, die mit Tressen und Stickereien verzierten und pelzverbrämten Hüte nur noch bei grossen Festen aus den Schränken hervor: etwa an Hochzeiten oder am Tibetischen Neujahrsfest, das im Februar stattfindet, und natürlich am Geburtstag des Dalai Lama. Nur einige ältere Frauen können sich nicht ganz an die westliche Mode gewöhnen; sie fühlen sich wohler in ihrer traditionellen Tracht.

Fortschritte? Ja, aber es bleiben wesentliche Unterschiede

Alles scheint einfach. Die tibetischen Familien fühlen sich glücklich in der Schweiz, deren Klima eher demjenigen ihres Landes gleicht als die feuchte Wärme in Indien. Die Beziehungen zu den Mitbewohnern sind normal. Trotz allem errät man, dass ihnen etwas fehlt, dass eine halbversteckte, aber tiefe Kluft vorhanden ist. Das kommt besonders darin zum Ausdruck, dass es den Flüchtlingen nicht gelungen ist, solide Bande mit der lokalen Bevölkerung zu knüpfen. Sie beschränken sich im allgemeinen auf gut nachbarliche Beziehungen, auf berufliche Kontakte, die meistens freundlich sind, aber nicht mehr. Die Tibeter haben praktisch keine wirklichen Schweizer Freunde, ausgenommen die Schulkinder. Die Erwachsenen ziehen es vor, unter sich zu bleiben, sich über die gemeinsamen Probleme in ihrer Sprache zu unterhalten.
Die älteren Flüchtlinge haben seit ihrer Ankunft in der Schweiz ein «furchtbares Heimweh» im Herzen. Von ihrer alten Heimat vollständig abgeschnitten, ohne Nachrichten von den dort zurückgebliebenen Verwandten und Freunden, ist es ihr einziger Wunsch, nach Tibet zurückzukehren. Ein jammervoller Anblick war uns jene zittrige, zerbrechliche Witwe, die, nach der Weise ihres Landes frisiert und gekleidet, aus dem Spital kam, wo sie wegen einer nervösen Depression gepflegt werden musste. Sie schläft nicht mehr, sie isst praktisch nichts mehr, sie weint . . . Früher war sie sehr fromm, doch jetzt pflegt sie ihren kleinen Altar nicht mehr und geht auch nicht mehr ins tibetanische Mönchsinstitut, das im Jahre 1968 in Rikon gegründet wurde. Man fühlt, dass sie verwirrt und verloren ist und nicht mehr weiss, an was sie sich klammern kann. Ebenso schmerzlich berührt es einen, wenn man vernimmt, dass Frauen anfangen zu trinken.
Die Jüngeren passen sich besser an. Sie denken selten an eine Heimkehr in ihr Vaterland, betrachten vielmehr die jetzige Situation mit Realismus. Die religiösen Gefühle bleiben bei den meisten wach. In allen Wohnungen, ausgenommen jener eines Tibeters, der mit einer Schweizerin verheiratet ist, haben wir den kleinen Familienaltar gefunden, auf dem stets ein Bild des Dalai Lama aufgestellt ist, meistens verziert mit einer weissen Kaddha, der Glücksschleife, und umgeben mit Darstellungen anderer Gottheiten oder einem Bild von Lhasa. Für die rituellen Opfer werden Wasser, Butter und Nahrungsmittel regelmässig erneuert. Die Familie versammelt sich täglich ein- oder zweimal, um die Gebete zu verrichten.
Die Gruppe in Rikon bringt ihre Frömmigkeit noch auf andere Art zum Ausdruck. Sie organisiert nicht nur Prozessionen – die Nachbarn einschliesslich die Pfarrfrau verwundern sich nicht mehr darüber und finden das sogar nett –, sondern sie hat auch die traditionellen farbigen, mit Gebeten beschriebenen Tücher zwischen den Dächern aufgehängt, über die ein Tibetreisender einst meditierte: «Der Wind ‚spricht' die Gebete und lässt die Fahnen leuchten. Es sind Gebete aus Tuch: weiss, rot, blau, gelb, alte verblasste Gebete für Vergessene und Tote, neue Gebete voller Angst oder Erwartung, für Dinge, die noch kommen, die sich zum Guten ändern können. Der Wind weht gleichgültig darüber hin, er lässt diese Seelenfetzen über den Dächern knattern, zerrt an ihnen und zerfetzt sie.» (Fosco Maraini: Tibet secret.) Auch in der Schweiz trägt jetzt der Wind den Anruf davon: Om mani padme hum – Gegrüsst seist du, o Kleinod in der Blume des Lotus.
Die Lama geben sich Mühe, Bindeglied zwischen dem alten Tibet und den Flüchtlingen zu sein. Sie versuchen, die Kultur, die Spra-

che und die tibetische Religion zu bewahren, indem sie die Familien besuchen und die Kinder unterrichten. Zu diesem Zweck hat man im März 1970 eine Vereinigung der Jungen Tibeter gegründet, die ihren Sitz in Zürich hat.
Diese Vereinigung hat zum Ziel, Kontakte zwischen den in verschiedenen Ländern wohnenden Flüchtlingen zu schaffen. Sie will auch die Schulung der Jungen erleichtern, die charakteristische Eigenart ihrer Rasse erhalten und die gegenseitige Hilfe fördern. Vor zwei Jahren haben zwei ehemalige Lehrer des Dalai Lama, die ihm sehr nahe stehen, die Flüchtlingsfamilien in der Schweiz besucht. Die im Exil lebenden Tibeter werden anderseits auch über die Tätigkeiten des Dalai Lama in Indien auf dem laufenden gehalten. Zu diesem Zweck wird in Darjeeling eine Zeitung in tibetischer Sprache, «Tibetan Freedom», herausgegeben. Diese Zeitung erhalten die meisten Familien, sie lesen und diskutieren sie und leihen sie untereinander aus. Oft begeben sich auch Erwachsene in das mönchische Institut in Rikon, um an religiösen Feiern teilzunehmen. Dennoch lassen sich gewisse Schwierigkeiten in religiöser Hinsicht nicht leugnen. Die jungen Familien zeigen nicht mehr einen so lebhaften und tief verwurzelten Glauben wie ihre Eltern. Der Kontakt zwischen ihnen und den Lama wird locker. Sie zeigen jedoch auch keine Bereitschaft für einen anderen Glauben. Von sehr toleranter Geisteshaltung – das ist kennzeichnend für den Buddhismus –, scheinen sie ziemlich gelassen die Möglichkeit ins Auge zu fassen, dass ihre Kinder vielleicht eines Tages einen andern Weg als den ihren wählen werden.

Die Jugendlichen fühlen die Trennung, die sich zwischen ihnen und ihren Eltern vollzogen hat. Bei ihnen handelt es sich nicht um einen gewöhnlichen Generationenkonflikt. Sie sind sozusagen in zwei Kontinenten aufgewachsen: Asien zuhause, Europa in der Schule. Sie fühlen sich von beiden Kulturen angezogen, ohne in der einen oder anderen richtig Wurzeln zu fassen. Den Problemen der westlichen Jugend gegenüber sind sie sehr offen und teilen deren Geschmack. Drolma zum Beispiel liebt Mozart und die Beatles, denkt über die sozialen Probleme in der Schweiz nach und findet, dass die Situation der Bauern verbessert werden sollte. Aber sie will die Verbindung mit Tibet nicht abbrechen. Sie liest und spricht mit ihren Landsleuten davon und möchte das Land ihrer Väter einmal besuchen oder wenn möglich dort arbeiten, zum Beispiel im Rahmen der technischen Zusammenarbeit. Doch schreckt sie vor dem Gedanken nicht zurück, sich ihr Leben ausserhalb von Asien aufzubauen oder einen Europäer zu heiraten. Aber sie weiss, dass ihre Eltern darunter leiden würden. Ebenso ist sie sich bewusst, dass sie ihre Eltern verletzt, wenn sie mit ihren kleinen Schwestern ganz selbstverständlich im St.-Gallerdialekt spricht.

Tibetischer Glaube und Heimweh

Wir fragten einen der Lama, der die erste Gruppe begleitete, um seine Meinung über die religiösen Probleme. Obwohl mit Arbeit überlastet, erklärte sich Lama Wangyal bereit, schriftlich auf unsere Fragen zu antworten, wobei er betonte, dass es für ihn sehr schwierig sei, die Fragen mit wenig Worten richtig zu beantworten.

Welchen Einfluss hat nach Ihrer Meinung die westliche Einstellung auf die religiösen Gefühle und den Glauben der Tibeter? Haben Sie den Eindruck, dass, besonders bei den Jungen, der Buddhismus an Anhängern verliert? Wird er eventuell durch etwas anderes ersetzt?

Es ist ganz natürlich, dass sich die Tibeter in erster Linie der Anpassung an die neue Umgebung widmen, dass sie die neue Sprache erlernen, was eher schwierig ist, damit sie sich genügend verständlich machen können. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum sie sich scheinbar – aber das ist nur oberflächlich – nicht mehr so stark für ihre ehemalige Religion und Heimat interessieren.

Es scheint uns, dass sich die Kinder und Jugendlichen, die die Schweizer Schulen besuchen, unweigerlich von der tibetischen Kultur entfernen. Versuchen Sie, bei ihnen das Charakteristische ihrer eigenen Zivilisation, die uns tief und voller Reichtum scheint – obwohl wir wenig davon wissen –, zu erhalten?

Ich glaube, dass die Tibeter innerlich sehr stark am Buddhismus festhalten, aber die meisten von ihnen zeigen es nicht gern. Sie befürchten, nicht verstanden zu werden, oder sie beherrschen die deutsche Sprache nicht genügend, um sich auf diesem Gebiet verständlich zu machen.

Glauben Sie nicht, dass diese Verwestlichung der Jugend ein zu hoher Preis ist, für den in der Schweiz gewonnenen Zufluchtsort? Ruft sie nicht Konflikte zwischen den Generationen hervor?

Alle Tibeter, die in der Schweiz oder in anderen westlichen Ländern leben, halten den Kontakt mit ihren Verwandten und Freunden in Indien aufrecht. Ihre Anwesenheit in der westlichen Welt hat meiner Ansicht nach bereits mitgeholfen, ihre Probleme in der Welt bekanntzumachen und den Wunsch geweckt, ihnen zu helfen. Wenn alle nur in Indien niedergelassen wären, hätte die Welt sie vielleicht vergessen. Darum erachte ich es für die tibetischen Flüchtlinge als gut, auch in der Schweiz und in andern westlichen Ländern zu leben.

Glauben Sie nicht, dass für die älteren Menschen das Heimweh nach ihrem Land zu gross ist, als dass sie sich je wirklich einleben können? Wäre es da nicht besser gewesen, ihnen in dem asiatischen Land zu helfen, wo sie zuerst Zuflucht gefunden hatten?

Das Heimweh bei der älteren Generation ist natürlich. Doch wir wissen alle, dass es im Augenblick unmöglich ist, zurückzukehren. Wir wissen auch, dass wir in der Schweiz besser leben können und sind dafür dankbar.

Auf die Frage: «Ist der Versuch, Tibeterfamilien in der Schweiz aufzunehmen, als erfolgreich zu bewerten»? kann heute keine klare Antwort gegeben werden. Für die Kinder ist man versucht, ohne Zögern mit Ja zu antworten, wenn man ihre lächelnden Gesichter sieht und sie mit den tragischen Bildern aus Flüchtlingslagern vergleicht, die in allen Zeitungen zu sehen sind. Aber man darf nicht vergessen, dass sie entwurzelt sind, dass sie später darunter leiden werden, es sei denn, sie wüssten aus dem Reichtum beider Kulturen zu schöpfen.
Für die Erwachsenen ist die Antwort schwieriger. Materiell gesehen leben sie zweifellos besser, aber sie sind nicht wirklich integriert. Sie sind mit dem Leben ihres Asyllandes nicht tief verbunden, sie bilden eine Art Ghetto.

Während des Besuches bei einem älteren Ehepaar ist uns etwas Bezeichnendes aufgefallen. Wir waren erstaunt, an einer Wand in der Wohnung ein grosses, in scheusslichen Farben gedrucktes Christusbild zu sehen, denn wir wussten, dass Mann und Frau treue Anhänger des Buddha sind, der von einem Bild gleich daneben herablächelt. Wir baten, uns das Nebeneinander zu erklären. Das Ehepaar hatte den Druck bei einem Altwarenhändler gesehen und gefunden, dass der vergoldete Rahmen gut zu ihren eigenen Gottheiten passen würde. Um des goldenen Rahmens willen fand das Bild seinen Platz in der Wohnung, Christus indessen bedeutet ihnen nichts. Ist es nicht ein Symbol für das, was die Schweiz den Tibeterflüchtlingen bieten konnte: einen Rahmen, den sie auf ihre Art und Weise ausfüllen, der aber trotzdem Exil bleibt. MS